

Selig sind die Friedensfreunde

Autor(en): **Schmidt, T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1913)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-802444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Führern auf dem neuen Wege, der deutsch-französischen Vereinigung: «*Pour se mieux connaître*» die Anerkennung, der Dank und die besten Wünsche der schweizerischen Friedensfreunde.

Dr. Häberlin.

Nationale Verirrungen.

Zu dem Misstrauensvotum, das dem Reichskanzler in der Polenfrage vom Reichstage erteilt worden war, schreibt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, diesem Votum komme keine staatsrechtliche Bedeutung bei, da sein Gegenstand überhaupt der Zuständigkeit des Reichstages entzogen ist. Die politische Folge aber werde sein, dass sich die Polen in ihrer Agitation gegen das Ansiedlungswerk in den Ostmarken gestärkt fühlen werden. Das kann jeder Deutsche, ob Preusse oder nicht Preusse, ob Anhänger oder Gegner der Enteignung, nur lebhaft bedauern.

In diesen letzten Worten liegt eine beklagenswerte Verkennung der Aufgaben einer Nation, jene Eigenschaft, die man nur als National egoismus bezeichnen kann. Wir haben aber eine zu hohe Meinung vom Gerechtigkeitssinn der Mehrheit derer, die sich Deutsche nennen, als dass wir glauben können, der letzte Satz würde von „jedem Deutschen“ unterschrieben. Wird nicht gerade in Deutschland immer wieder mit Nachdruck von den Landsleuten gefordert, dass sie auch im Auslande ihre Nationalität nicht verleugnen? Es ist ein Zeichen von mangelndem Rechtssinn, wenn derselbe Grundsatz, den man für sich selbst aufstellt, bei andern gewaltsam unterdrückt wird. Gerade diese hässliche Gesinnung gilt es zu bekämpfen. Warum soll polnische Eigenart in ursprünglich polnischen Gebieten unterdrückt werden? Hat sie dort nicht ebensogut ihr Recht als das Deutschtum in seinen Gebieten? Wenn im Reiche ein Kampf gegen die Fremdwörter geführt wird, so ist das ja begreiflich, obschon auch dabei der Uebereifer oft seltsame Blüten treibt. Wenn aber daselbst ein Freudengeheul erschallt, sobald bekannt wird, dass irgendwo die deutsche Sprachgrenze sich auf Kosten eines anderen Sprachgebietes verschoben hat, so hat das gar keinen Sinn. Die französische Sprache ist z. B. mindestens ebenso schön als die deutsche, und gute französische Kultur ist nicht schlechter als gute deutsche Kultur. Man lasse jedes Volk in seiner Eigenart gewähren, wolle aber nicht die seine einem andern aufdrängen. Auch hier gilt das Wort: Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu. Wieviel Hass wird unnötigerweise durch solches Aufdrängenwollen seiner nationalen Eigenheit gezüchtet! Sicherlich aber wird das Gegenteil von dem erreicht, was damit beabsichtigt wurde. Es gehört zu den Aufgaben des Pazifisten, derartige Regungen bei sich selbst vor allem, aber auch überall, wo sie sich breit machen, zu bekämpfen. Nur durch gegenseitiges Verständnis der Nationen kann der Weg zur Verständigung gefunden werden. Wie jeder Einzelne die Eigenart des andern achten und respektieren soll, so darf nicht in das Selbstgefühl und die Selbstbestimmung anderer Nationen eingegriffen werden. Und wie der Bildungsgrad des Individuums nach seinem Verhalten gegenüber dem Mitmenschen gemessen wird, so wird künftig die Kulturhöhe einer Nation nach ihrem Verhalten gegenüber dem Rechte anderer Nationalitäten beurteilt werden.

G.-C.

Selig sind die Friedensfreunde.

Predigt, gehalten von Herrn Th. Schmidt, Pfarrer der Brüdergemeine in Bern, am 17. November 1912.

Matth. 5, 9: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heissen.“

Wir lasen vorhin ein köstliches Zukunftsbild, das vor mehr als 2000 Jahren der Prophet Jesaja geschaut hat (Jes. 2, 1—5). Das kleine Israel war damals in ähnlicher Lage wie heute die Schweiz. Rings war es umgeben von gewaltigen Weltmächten: Assyrien und Aegypten. Beständig gab's Kriegsnot. Kaum vermochte das kleine Volk, sich seine Unabhängigkeit zu wahren. Aber mitten in das waffenstarrende Zeitalter hinein ruft der Prophet seine Friedensbotschaft. Er kennt Gott und seine Macht, seine Gerechtigkeit. Und darum weiss er, nach dieser Zeit, wo die Faust regiert und Gewalt vor Recht geht, wird und muss eine andere kommen; da wird Gott der Schiedsrichter über die Völker sein. Da werden sie nicht mehr vor allem das Kriegführen lernen, sondern Friedlicheres, Besseres. Da werden sie dann die Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und damit ein glückliches, fruchtbares Land bestellen. Und aus den Speeren werden sie Winzermesser machen, um friedlich und ungestört die Früchte ihrer Arbeit einzuheimsen. Ein wundervolles Bild des Weltfriedens!

Gilt das nur für das Alte Testament? Hat das Neue Testament dieses Ideal aufgehoben? Nimmermehr! Für politische Reformen hat Jesus freilich kein Interesse gehabt und so auch nicht für äusserliche Friedensarbeit; er kämpfte gegen Satans Reich und erwartete einen neuen Himmel und eine neue Erde. So war Jesus auch kein Antimilitarist. Er liess den Hauptmann von Kapernaum ruhig in seinem Beruf. Auch ein schwächlicher Friedensmann, der immer und überall den Frieden um jeden Preis gesucht hätte, war Jesus nicht. Im Gegenteil; eines seiner Worte lautete: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert,“ und danach hat er selbst gehandelt. Er hat unbarmherzig und furchtlos alle Ungerechtigkeit, alles unwahre Wesen bekämpft, oben und unten. Wäre er ein kampfscheuer Schwächling gewesen, sie hätten ihn nie ans Kreuz geschlagen.

Und doch ist Jesu' ganze Art ein lauter Protest gegen das Kriegswesen der Menschen. Grundsätzlich hat er alle Mittel äusserer Gewalt für sich und Gottes Sache verschmäht, weil er Besseres kannte. Lieber Unrecht leiden, als Gewalt üben, war sein Grundsatz. Er hätte den Vater bitten können um „mehr denn zwölf Legionen Engel“; aber er mahnt den Petrus: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.“ Wohl sieht Jesus noch viel Kriege und Kriegsnot voraus; aber sie bezeichnen für die Christen nur das Ende der alten Weltzeit und ihres friedlosen Kriegsgeistes. Dann bricht das göttliche Friedensreich an, in dem die Gerechtigkeit herrscht statt der Gewalt, Wahrheit statt Lüge, Liebe statt selbstsüchtiger Habgier. Das ist Jesu Ideal gewesen, und das soll auch seiner Jünger Ideal sein. Dafür sollen sie hier schon wirken, wo immer sie können, damit sie einst in Gottes Friedensreich auch hineinpassen. Das ist der Sinn unseres Textes: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heissen.“ Ueber Jesu Wirken und Wollen leuchtet hell das Weihnachtswort: „Friede auf Erden!“

Und ich denke, das soll auch für uns Christen von heute noch zielsetzend sein. Das ewige Friedensreich Gottes ist nicht so bald gekommen, wie die ersten Christen meinten. Gott hat uns statt dessen

hineingestellt in den langen, weiteren Lauf der Weltgeschichte. Bald haben die Christen kriegerische Zeiten durchlebt, bald friedlichere. Heute sieht es wieder einmal besonders kriegerisch aus in der Welt. Darum wollen wir uns heute gern miteinander stärken an dem alten christlichen Ideal des „Friede auf Erden“. Wir wollen uns für unsere Stellung auf neue zu Herzen nehmen Jesu Mahnung: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heissen.“

Friedensfreunde sein im Sinne Jesu, das heisst nicht, dem Staate die nötige Unterstützung auch für den Kriegsfall versagen und dem Vaterland den Waffendienst verweigern. Gewiss, der Staat von heute ist auf der Gewalt aufgebaut und also ganz etwas anderes als Gottes Reich. Und das Vaterland bedarf heute noch der Kanonen und Gewehre zu seinem Schutz — ein Beweis, wie fern wir noch dem ewigen Friedensreich sind! Aber auch so stellt unser Staat doch eine sittliche Ordnung dar, die innerlich besser ist, als die Unordnung und Rechtlosigkeit vergangener Tage. Diese Sicherheit geniessen wir alle täglich so selbstverständlich: sollten wir dann nicht auch bereit sein, die nötigen Opfer dafür zu bringen? Auch das wollen wir nicht vergessen, dass die Menschheit in ihrer Gesamtheit eben noch lange nicht christlich ist. Wie viele Mächte des Bösen regen sich da innerhalb und ausserhalb des Vaterlandes! Bis sie innerlich überwunden sein werden, bleibt dem Staat gar nichts anderes übrig, als zum Schutz seiner Bürger sich zu wappnen und bereit zu sein, nötigenfalls mit bewaffneter Hand alle Angriffe abzuschlagen. Gott gab jedem Volk und Land seine Eigenart. In dieser Vielheit offenbart sich gerade der Reichtum der Schöpfung Gottes. Deshalb sollen wir auch bereit sein, wenn uns unser Vaterland zum Schutz seiner Existenz aufruft, mit Leib und Leben dafür einzustehen.

Es hat zwar immer schon fromme Christen gegeben, von den Täufern bis auf unsere Tage, die sich nicht entschliessen konnten, die Waffen in die Hand zu nehmen. Vor solchen Gewissensbedenken haben wir allen Respekt. Nur müssen solche dann auch willig alle Folgen tragen, die dieser Ausschluss aus dem heutigen Staatsleben mit sich bringt. Nötig sind solche Skrupel für uns Christen nicht. Wie die römischen Soldaten, die Christen wurden, weiter Soldaten blieben, so sollen auch wir zeigen, dass wir im Gehorsam gegen Gott auch für das irdische Vaterland, das er uns gab, zu opfern und zu dienen, zu leiden, ja zu sterben wissen. Sucht man uns aber gegen diese Opfer des Militarismus zu stimmen durch allerhand egoistische Bedenken, dann wissen wir vollends, dass das keine durchschlagenden Gründe für Christenleute sind. Gewiss, das Kriegswesen kostet unerhörte Summen. So lange aber unser Volk noch ganz andere Summen für so unnütze Dinge wie den Alkohol wegwirft, haben wir hier noch grössere Einschränkungsaufgaben. Der Krieg ist etwas Furchtbares. Es gibt aber soziale Nöte und schleichende Volksseuchen, die jahraus jahrein nicht weniger grausam ihr todbringendes Werk tun. Da wollen wir zuerst Hand anlegen. — Gott erhalte unsern Ländern den Frieden. Sollte aber doch ein Krieg über unsere Heimat hereinbrechen, so wollen wir als Christen in treuer Hingebung und tapferem Mut hinter niemand zurückstehen. Dass er uns dazu die Kraft dann schenke, unsere Pflicht zu tun, darum dürfen wir Gott bitten.

Was wir christliche Friedensfreunde aber nicht dürfen, das ist, den Staat und seinen Militarismus, den Krieg und seine Greuel begeistert verherrlichen

und als christlich verhimmeln. Unser liebes Vaterland und unser Staatswesen in allen Ehren; aber das höchste Gut sind sie für uns Christen nicht, sondern nur eine Durchgangsstation. Und gerade der notwendige Militarismus unserer Tage mahnt uns beständig daran, dass die heutigen Staaten noch eine vorchristliche Stufe der menschlichen Entwicklung darstellen. Es bleibt etwas Unterchristliches, dass sie noch kein anderes letztes Mittel gefunden haben, ihre Streitigkeiten auszutragen, als den Krieg. Wir wollen uns hüten, irgendeinen dieser jammervollen Kriege irgendwie mit dem christlichen Mantel zu drapieren. Nein, mit Christi Sinn und Geist hat der italienische Eroberungskrieg gegen Tripolis ebensowenig zu tun wie seinerzeit der Krieg der Engländer gegen die Buren. Auch der gewaltsame Ausbruch des langunterdrückten und aufgereizten Volksunwillens der Balkanstaaten in diesen Wochen ist gewiss ein begreiflicher Krieg. Aber ein Kreuzzug, etwas was sich auf Jesus berufen dürfte, ist er nie und nimmer. Und wenn noch so viele Christen, selbst Professoren der Theologie, den Krieg verherrlichen, er bleibt etwas, worüber der Christ nur traurig sein kann. Denken wir doch nur, welcher Hohn auf den christlichen Glauben das ist, wenn womöglich jedes Heer Gott um den Sieg für sich und um die Vernichtung seines Feindes anfleht. Das ist immer wider den Geist dessen, der uns gelehrt hat, über die Grenzpfähle der Nationen hinaus allen denen die Bruderhand zu reichen, die ihn, gleich uns, als Meister anrufen.

Es sind rein weltliche Instinkte: das Trachten nach Macht, nach Selbstbehauptung und Ehre, die da das Wort führen. Wie gesagt, sie haben ihr Recht auf der unterchristlichen Stufe, auf der unsere Staaten heute noch stehen. Wem aber die Worte des Meisters im Ohr klingen: „Selig sind die Friedfertigen,“ der kann nicht anders als hoffen und beten, dass wir recht bald über diesen Tiefstand hinwegkommen; der wird vor allem am Krieg nie und nimmer Freude haben können. Und doch ist diese Freude am Krieg heute auch in der Christenheit merkwürdig weit verbreitet. Man sagt wohl: „Hoffentlich gibt es keinen Krieg,“ aber im tiefsten Grunde fände man es doch sehr interessant, wenn es wieder einmal einen ganz grossen europäischen Krieg gäbe. Mit welchem Sensationshunger werden eben jetzt die schrecklichsten Nachrichten vom Kriegsschauplatz verschlungen! 40,000 Tote und Verwundete — das liest man in der warmen Stube oder hinter dem Wirtshaustisch so herunter, als wäre nicht jeder dieser Armen ein lebendig fühlender Mensch wie wir, als stände nicht hinter diesen Gefallenen ein Heer von Witwen und Waisen, von weinenden Vätern und Müttern und Geschwistern.

„Selig sind die Friedfertigen.“ — „Selig sind die Barmherzigen.“ — Oh, vergessen wir das doch nie, wenn wir das Neueste vom Kriege lesen.

Es gibt ja freilich Christen, die wollen nichts gegen den Krieg tun. Denn, so meinen sie, wir gehen ja dem Ende der Welt entgegen. Und darum sehen sie auch in diesem Kriege ein Zeichen der Zeit, dessen sie sich trösten: Lasst es nur so weitergehen, bald kommt der Herr und macht aller Not ein Ende. Darum haben wir nichts gegen den Krieg zu tun. — Wenn nun aber der Herr doch noch nicht so bald kommt? Wenn auch dieser Krieg, wie so mancher vor ihm, nicht ein Zeichen des Weltendes ist? Und die Christen haben sich in dieser Erwartung schon wer weiss wie oft getäuscht. Gottes Weltenuhr geht einfach anders, langsamer, als die ungeduldigen Christen meinen. Er, vor dem 1000 Jahre sind wie ein Tag, kann noch eine sehr lange Entwicklung mit der

Menschheit vorhaben. Sollen wir dann alle diese Kriegsnot gleichwohl gehen lassen, als ginge uns die ganze Welt und ihre Not nichts an? Die Welt, die Jesus geliebt hat und ist gestorben, um ihr Frieden zu schaffen? Und wenn der Herr nahe ist, hat er uns denn nicht gesagt, wie er bei seinem Kommen seine Knechte am liebsten finden will? Nicht untätig hoffend, nicht untätig wartend, sondern fleissig bei ihrer irdischen Arbeit. Und was wäre schöner, wenn er einst an seinem Tag, mitten in allem Kampfgeschrei, seine Jünger fände, wie sie für den Frieden leben und arbeiten.

Es gibt ein bekanntes Gemälde von Kaulbach: „Die Zerstörung Jerusalems.“ Eine entsetzlich anschauliche Darstellung der Greuel des Krieges. Aber in der einen Ecke des Bildes ist eine besondere, liebe Gruppe: die kleine Christenschar, die unter Engelgeleit im Frieden abzieht. Ist das nicht ein Bild der Aufgaben unserer Christenheit, mitten in der waffenstarrten und von Kriegsgeschrei erfüllten Gegenwart? Sie soll auch so eine Friedensecke sein. „Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Söhne Gottes heissen.“

Aber, wendet man ein, gerade der Krieg entwickelt so viele edle Eigenschaften! Mut, Hingabe, Kameradschaft. Deshalb wäre unserer in Genussucht und Geldgeist, Bequemlichkeit und Weichlichkeit versunkenen Zeit ein solches Stahlbad sittlich nur gesund. Die so Argumentierenden wissen nicht, was sie tun. Gewiss übt auch der Krieg allerlei gute Eigenschaften. Das tut schliesslich aber auch das Brigantwesen in Italien: das stählt auch den Mut und härtet ab und schafft sogar eine gewisse Kameradschaft und Treue! Daneben aber entfesselt der Krieg so entsetzlich viel Rohes und Gemeines, Tierisches im Menschen, dass niemand mit gutem Gewissen unserer Zeit eine solche Rosskur empfehlen sollte. Es gibt gottlob schon in Friedenszeiten in ernster Berufsarbeit und im Kampf um alle sittlichen Ideale Gelegenheit genug, die Kräfte zu stählen. Müssen wir wirklich erst wieder eine so furchtbare Lektion empfangen, wie es z. B. der 30jährige Krieg war, um von ganzem Herzen Friedensfreunde zu werden?

Ja, was sollen wir Christen denn aber tun, so höre ich fragen. Wir können doch persönlich nichts für oder wider den Krieg tun. Das ist zunächst gewiss wahr. Die furchtbar verantwortungsschwere Entscheidung über Krieg und Frieden hat Gott in die Hand der Fürsten und ihrer Staatsmänner gelegt. Sie allein können und müssen auch entscheiden über neue Rüstungen oder Abrüstungen. Aber haben wir nicht doch auch etwas dabei zu tun, vollends heute, in unserm demokratischen Zeitalter, wo die öffentliche Meinung auch in den Ministerien und bei den Diplomaten gehört werden muss? Da sollen wir alle, wo wir immer können, unsere Stimme laut erheben für den Frieden. Da sollen wir Christen auch fleissig die Hände falten für unsere Staatslenker, dass Gott ihnen helfe in ihrem entsetzlich schweren Beruf, dass Gott sie zu Friedensfreunden mache, die das Aeusserste tun für den Frieden. Haben wir alle schon so um den Frieden gebetet? Haben wir schon so für den Frieden unsere Stimme abgegeben?

Es ist jetzt ungefähr hundert Jahre her, da entstanden in Amerika und England die ersten Friedensgesellschaften. Quäker, fromme Christen, haben sie gegründet. Und bis heute sind in Amerika weite christliche Kreise Träger des Friedensgedankens. Wir aber in Europa überlassen das vielfach den nicht christlichen Kreisen. Wir lachen womöglich über ihre vergeblichen Hoffnungen, stellen jetzt wieder mit weiser Miene fest, wie man's sehen könne, dass es mit dem

Haager Schiedsgerichtshof und all den Bestrebungen der Friedensfreunde nichts sei.

Liebe Freunde! Haben wir wirklich so Jesu eindringliches Wort vergessen: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heissen?“ Wenn wir es nicht vergessen hätten, so müssten wir uns doch freuen an jedem noch so kleinen Fortschritt, den der Wille zum Frieden unter den Völkern macht. Wir müssten jeden Bundesgenossen willkommen heissen, der hier mithilft.

Und ihrer werden immer mehr in unsern Tagen.

In acht Tagen werden die internationalen Sozialdemokraten aus aller Welt im Basler Münster für den Frieden demonstrieren. „Eine Unverschämtheit“ hat man ihr Gesuch ums Basler Münster genannt. Nun, ich habe im Basler Münster schon so weltliche Musik gehört, dass mir scheint, eine würdige Demonstration für den Frieden passe dort noch bedeutend besser hin. Sollte nicht Jesus, der Friedensfreund, auch diese Leute in seinen Dienst gestellt haben? — Vielleicht musste er es, weil er bei uns Christen so wenig Verständnis fand.

Und der Gedanke des Schiedsgerichts marschirt trotz allen Spottes und Hohnes. Jede Haager Friedenskonferenz hat tatsächlich einen grossen Schritt vorwärts geführt auf dem Weg zu einem gemeinsamen internationalen Recht. Und wir Christen, die wir der grossen Internationale der Gotteskinder angehören wollen, sollten darin nicht ein Werk Gottes sehen? — Mitten in der Spannung zwischen England und Deutschland haben englische und deutsche Kirchenmänner eine Verständigung angebahnt zwischen beiden protestantischen Ländern. Wer kann sagen, ob nicht schliesslich neben allen staatlichen und militärischen Erwägungen auch solche Gewissensbedenken bei der Erhaltung des Friedens den Ausschlag gaben?

Zwischen Chile und Argentinien drohte vor etwa zehn Jahren ein blutiger Krieg auszubrechen. Da machten sich zwei katholische Bischöfe auf und predigten jeder in seinem Lande mit heiligem Eifer für den Frieden. Und der Erfolg war, dass man den König von England zum Schiedsrichter ernannte, dass man schliesslich auf Jahre hinaus einen Schiedsgerichtsvertrag abschloss und nun gegenseitig abrüsten konnte. Zur Erinnerung daran errichteten beide Staaten hoch auf den Anden, an der Grenze, ein Standbild: einen segnenden Christus. Weithin leuchtet die Inschrift dieses Denkmals: „Eher sollen diese Berge in Staub zerfallen, als dass die Völker von Argentinien und Chile den Frieden brechen, zu dem sie sich selbst verpflichtet haben zu den Füssen Christi des Erlösers.“ Wann wird die Zeit kommen, wo man zwischen England und Deutschland, Oesterreich und Russland, Frankreich und Deutschland ein solches Denkmal wird aufstellen können? Dass das unmöglich sei, dürfen wir heute schon nicht mehr behaupten angesichts alles dessen, was Gott sich da anbahnen lässt. Das beständige Wettrüsten von heute wird nicht das letzte Wort der Staatskunst in unsern christlichen Ländern bleiben. Gott ist am Werk, uns vorwärts zu führen, dem Frieden entgegen. Und dabei dürfen wir Christen nicht zurückbleiben. Gewiss, wir kennen noch Grösseres als den äussern Weltfrieden: Das ist der Friede im Herzen, der Friede eines versöhnten Gewissens. Aber gerade wenn wir den selbst haben, dann müssen wir auch in der vordersten Linie derer zu finden sein, die für den Frieden in der Welt beten und arbeiten. Oder wollen wir der göttlichen Verheissung verlustig gehen: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heissen?“